



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung).

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

### Zehntes Kapitel.



er junge Graf warf, als er sein Zimmer verlassen hatte, einen spähenden Blick über den Korridor hin, ob er nicht etwa Gefahr liefe, seiner Mutter zu begegnen, und bemerkte, daß die Thür zu dem Gemach, welches dem der Gräfin zunächst lag, offen stand. Er sah im Vorübergehen hinein, da er vermutete, daß dies der Aufenthaltsort der neuangekommenen sein würde, fand aber das junge Mädchen nicht darin, und blieb stehen, um sich bei dem dienenden Wesen, welches in dem Zimmer beschäftigt war, nach Fräulein Glock zu erkundigen.

Er hörte, sie sei in den Garten gegangen, und lenkte deshalb seine Schritte ebenfalls dorthin.

In der That fand er dort Fräulein Glock. Sie saß in einer der Lauben an der umfassenden Hecke und hatte eine Handarbeit im Schoße.

Als sie Dietrichs Schritt hörte, blickte sie empor, legte ihre Arbeit in das Körbchen auf dem Tische und stand auf, indem sie errötete. Graf Dietrich trat mit einem freundschaftlichen Gruße auf sie zu, blieb aber überrascht stehen, als er sie ins Auge faßte.

Ich hätte Sie kaum wiedererkannt, Fräulein Anna, sagte er. Ei der Tausend, wie groß sind Sie geworden — und wie schön! fügte er bewundernd hinzu.

Das junge Mädchen blickte vor sich nieder und errötete noch tiefer als bei seinem ersten Anblick.

Sie war eine anmutvolle Gestalt. Eine liebenswürdige Bescheidenheit und Freundlichkeit, ein echt weiblicher Zug der Sanftmut lag nicht nur auf ihrem hübschen Gesicht, sondern in ihrer ganzen Haltung ausgeprägt. Ihr heller Anzug

von einfachem Stoff und kleidsamem Schnitt, die Art, wie ihr aschblondes Haar aufgesteckt war, der zierliche Stiefel, der unter dem Saum des blauen Kleides hervorblickte, alles das zeigte Geschmack und verriet gleich ihrem heitern, lieblichen Gesicht eine fein angelegte Natur. Sie schien das Weilschen unter ihren Blumenschwestern zu sein.

Sch bekomme doch wieder eine Hand wie ehemals? fragte Graf Dietrich, ihr seine Rechte entgegenstreckend.

Das junge Mädchen erhob die tiefblauen Augen mit einem freundlichen und schelmischen Blick und legte die zarten weißen Finger in des jungen Grafen Hand.

Nun wahrhaftig, mein liebes Kind, sagte er, indem er sie fortgesetzt prüfend betrachtete, diese beiden Jahre haben Wunder an Ihnen bewirkt. Leipzig hat Ihnen gut gethan. Wie Mama mir sagt, sind Sie eine große Künstlerin geworden, und wie ich sehe, auch eine große Schönheit.

Das junge Mädchen schüttelte lachend den Kopf. Ich sehe, Herr Graf, die Komplimente sitzen Ihnen noch eben so locker wie ehemals, sagte sie.

Sie müssen mir erzählen, wie es Ihnen ergangen ist, Fräulein Anna, sagte Graf Dietrich, sich ihr gegenüber auf die Bank setzend. Dann werde ich Ihnen berichten, wie die Sachen hier stehen. Sie werden wohl schon bemerkt haben, daß wir hier gerade nicht im Paradiese leben.

Ich habe mich schon sehr über die schöne Aussicht gefreut, erwiederte Anna, mit einem Kopfnicken nach der See hin winkend, die man durch einen Ausschnitt der Laube sah.

O ja, See und See, Wasser und Wasser, das ist für den ersten Tag recht gut, auch für den zweiten, aber wenn man länger hier ist, wird es langweilig. Deshalb freue ich mich ungeheuer, daß Sie gekommen sind. Da werden wir uns doch etwas amüsiren. Sie müssen mir etwas vorspielen. Wir haben ein gutes Pianino dort im Musikzimmer. Ich dürste nach Tönen. Früher spielten Sie schon so reizend die Straußschen Walzer und die Beethovenschen Sonaten und sangen mir Lieder von Franz und von Schubert. Wissen Sie noch? Gewiß ist das alles jetzt noch viel herrlicher geworden. Aber was haben Sie denn da? Er ergriff mit diesen Worten ein kleines Buch, das im Arbeitskorbe des jungen Mädchens lag und mit einer Ecke unter der Stickerei hervorsah.

Das sind Gedichte — bitte, lassen Sie sie liegen, Herr Graf, sagte sie, von neuem errötend. Aber nein, bitte, das ist recht indiskret von Ihnen.

Gedichte? sagte er, unbekümmert um ihren Einspruch den Band öffnend. Also immer noch die poetische Neigung!

Doch indem er das Buch aufschlug und so sprach, zitterte seine Hand vor freudiger Erregung, und sein Blick verklärte sich. Er hatte schon an der kleinen Ecke, welche aus dem Arbeitskörbchen hervorsah, einen ihm wohlbekannten Einband entdeckt und sah nun mit Entzücken, daß es seine eignen Gedichte waren.

Anonyme Gedichte! fuhr er fort. Gewiß solch eine leichte Waare, deren sich der Autor schämt.

O nein, Herr Graf, sagte das Mädchen eifrig. Es sind sehr schöne, ganz reizende Gedichte.

Sa, weil Sie sie in ihrem Körbchen mit sich schleppen, darum loben Sie sie natürlich. Aber ich will Ihnen etwas sagen, Fräulein Anna, das ist keine Lektüre für junge Mädchen, und ich, als Ihr älterer Freund, warne Sie. Diese Gedichte erhitzen das Blut und trüben die Phantasie. Ich kenne diese Poesien. Sie taugen nichts vom moralischen Standpunkte aus. Der Autor ist einer jener Poetaster, welche die Trivialität ihres Empfindens unter einer schimmernden Außenseite zu verstecken suchen und den Gros herabziehen in die Bahn der Alltäglichkeit, indem sie seine Pfeile zu Zwecken der Sinnlichkeit mißbrauchen.

Herr Graf, das geht zu weit! sagte das junge Mädchen, indem ihr Busen vor Erregung wogte und ihre Augen vor Entrüstung blitzten. Sie beleidigen mich. Dieser Autor ist mein Liebling. Er ist voll Hoheit des Empfindens und Grazie des Ausdrucks. Kein unreiner Gedanke findet sich in seinen reizenden Liedern, und ich kann es nicht ruhig mit anhören, daß er verunglimpft wird, selbst nicht von Ihnen.

In seinem ganzen Leben hatte der junge Graf kein so angenehmes Gefühl empfunden als in diesem Augenblick. Sein Herz wollte vor Freude zerspringen. Er sah das zornige junge Mädchen mit der Überzeugung an, daß es das klügste, edelste, reizendste Geschöpf auf der ganzen weiten Erde sei, und war so von Seligkeit erfüllt, daß er keine Worte finden konnte.

Sie war verwundert über den Ausdruck in seinem Gesicht, konnte sich ihn aber nicht erklären und war so in Eifer gekommen über den Gegenstand des Gesprächs, daß sie so bald nicht wieder von ihrem Thema ablassen konnte.

So manche einsame Stunde haben mir diese lieben Gedichte verschönt! sagte sie, ihr Taschentuch an die Augen drückend. Und nie hat mir jemand etwas so hartes gesagt. Glauben Sie denn, Herr Graf, daß ich ein schlechtes Buch lesen würde? Aber ich sehe deutlich, daß Sie die Gedichte garnicht kennen, sonst würden Sie nicht so sprechen. Lesen Sie sie nur, ich will Ihnen das Buch leihen, und dann werden Sie selbst sagen, daß es herrliche, himmlische Gedichte sind.

Fräulein Anna, sagte Graf Dietrich, merken Sie denn nur gar nichts? Haben Sie denn nur gar nichts bekanntes in den Gedichten gefunden?

Sie sah ihn an und erstaunte über sein lächelndes, glückliches Gesicht.

Ich bin ja der Dichter, sagte er, ihre beiden Hände ergreifend, ich habe ja diese Gedichte selbst geschrieben. Aber es soll ein Geheimnis bleiben.

Das junge Mädchen konnte vor Verwunderung kein Wort hervorbringen, blickte ihn ganz verwirrt an und wechselte in ihrer Farbe von tiefem Rot zu fahler Blässe.

Ah, sagte sie endlich, tief aufatmend und indem sie ihre Hände losmachte, Sie sind der Dichter! Das ist etwas ganz andres!

Es war ein eigentümlicher Klang in ihrer Stimme, und dann wurden sie beide still und vermochten Minuten lang kein Wort mit einander zu reden. Sie sah in den Schoß nieder, und Graf Dietrich betrachtete sinnend die roten schwellenden Lippen und das Grübchen im Kinn und fühlte sich sonderbar bewegt. Endlich brach er das Schweigen.

Wollen Sie mir etwas vorspielen? fragte er. Das Musikzimmer ist jetzt nicht besetzt.

Gern, entgegnete sie sanft, erhob sich, legte den Band wieder in ihr Körbchen und ging mit ihm in das Haus.

Es befand sich im Musikzimmer eine große Auswahl von Noten in den Fächern des Notenpultes aufgehäuft, die Herr Schmidt, dem verschiedenartigen Geschmack seiner Patienten entgegenkommend, angeschafft hatte. Aber Fräulein Glock bedurfte keiner Unterstützung durch Noten bei ihren musikalischen Vorträgen. Sie schien eine unerschöpfliche Quelle von Melodien in ihrem Innern zu bergen, sie glich einer menschengewordenen Nachtigall. Ihre geschmeidigen Finger entlockten dem Instrumente in größter Mannichfaltigkeit eine Flut von Tönen, die bald als dem Genius Mozarts, bald als der unergründlichen Tiefe des alten Bach, bald als dem perlenden Reichtum Rossinis entfielen sich kennzeichneten. Dazwischen glitten Lieder, von ihrer weichen, zum Herzen gehenden Stimme vorgetragen. Es war kein Zaudern, kein Besinnen, es waren keine Pausen in ihrem Spiel. Ein Tonstück schloß sich an das andre an, wie die eine Welle des Ozeans der andern folgt, und immer quoll es aus dem vollen. Sie schien die Absicht der Meister in jeder einzelnen Melodie mit ihnen geteilt zu haben, so willig und leicht, mit so freudiger Kraft strömten die Töne dahin.

Sie kannte die Leidenschaft des jungen Grafen, sich willenlos einem Strome von Musik hinzugeben, ohne durch Fragen nach seinen Wünschen aus der Berausung gerissen zu werden, und sie fühlte sich glücklich in dem Bewußtsein, daß sie seine Seele in ihrer Gewalt hatte, während er hinter ihr im Winkel des Sophas lehnte und dichterisch träumte.

So war es in früheren Jahren oft gewesen. Als ein armes Kind von fünfzehn Jahren war sie nach dem Tode ihrer Eltern in der Gräfin Haus gekommen, um als Gesellschafterin deren Launen dienstbar zu sein, den Shawl und die Fußbank zu tragen, lange Stunden hindurch tropfenweise den Kaffee-Extrakt zu filtriren, Abends vorzulesen, während die Gräfin an etwas andres dachte, und in den Gesellschaften leise schwebend den Gästen an die Hand zu gehen. In jenen früheren Jahren schon hatte sich ihr Talent bewährt, den unruhigen, schwärmenden Geist des jungen Grafen zu bannen, indem sie, als Sirene einer sanften Gattung, ohne die verräterischen Krallen und die berückende Meerestiefe, durch ihr Spiel und ihren Gesang fesselnden Einfluß auf ihn ausübte und ihn

manchen Abend davon abhielt, sich in das verwirrende und gefährliche Treiben der übermütigen Jugendgenossen zu stürzen.

Jetzt waren ihre Kunst und ihre Macht noch erheblich gewachsen. Sie fühlte in seiner Gegenwart so recht, wie sehr sie in den beiden Jahren ihres Studiums Fortschritte gemacht und jene gewaltigen Hebel ihrer Stimme und ihrer zierlichen Hände zu lenken gelernt hatte.

Er lauschte ihr in hoher Entzückung. Die angenehmen Worte, welche er über seine Dichtungen vernommen hatte, klangen in ihm fort und gaben seinem Empfinden eine begeisterungsvolle Feinheit, die ihn die Musik mit erhöhtem Genuß aufnehmen ließ. Während er den Klängen lauschte, wiederholte er sich selbst alle jene schönen Stellen seiner Gedichte, von denen er dachte, daß sie imstande gewesen wären, das Herz des lebenswürdigen Mädchens zu rühren, und er kam sich selbst vor, als sei er der kunstgebietende Gott Apollo.

Endlich machte sie eine Pause und blickte über die Schulter zurück mit ihren sprechenden Augen zu ihm herüber.

Wundervoll, wundervoll, mein liebes Kind! sagte er. Sie sind ein vollkommener Engel geworden, und ich begreife nicht, wie der Chor der Seraphim, die vor dem Throne des Höchsten konzertiren, Sie entbehren kann. Aber wie kommt es, daß Sie nichts von Richard Wagner spielen? Mich dünkt, Sie hätten ehedem den Traum Elsas mit Vorliebe vorgetragen, und heute habe ich ihn nicht gehört.

Wenn Sie wünschen, sollen Sie ihn sogleich hören, aber ich habe auf dem Konservatorium Wagner ganz vernachlässigt. Das Konservatorium ignoriert ihn.

Und doch ist er so beliebt, und sein Ruhm breitet sich immer mehr aus. Er ist mir immer interessant gewesen, weil er so viel Beifall und Widerspruch findet. Lieben Sie ihn nicht?

Ich habe früher für einzelne seiner Sachen geschwärmt, sagte das junge Mädchen. Aber seitdem ich tiefer in Beethoven und Bach eingedrungen bin, liebe ich ihn nicht mehr, und ich kann seine neuen Werke, die Meisterfinger, die Nibelungen, nicht hören, ohne mich elend zu fühlen. Auch sagen meine Lehrer, er sei nicht auf dem rechten Wege.

Aber er selbst verachtet nicht nur die Leute, die das sagen, sondern, wie ich gehört habe, sogar seine eignen Schöpfungen früherer Zeit, den Tannhäuser, Lohengrin, fliegenden Holländer und Rienzi, weil sie noch im Banne der alten Musik lägen. Ich muß nun gestehen, daß es mir ebenso geht wie Ihnen. Im Tannhäuser und Lohengrin sind Melodien, die mich entzücken, aber seine neuen Opern langweilen mich oder machen mich verwirrt und heiß. Und auch im Lohengrin selbst, den ich am meisten liebe, kommen mir die schönen Stellen wie Dasen in einer Wüste vor.

Das junge Mädchen nickte mit dem Kopfe. Es kommt mir so vor, als müßte er sich sehr quälen, um eine Oper zustande zu bringen, sagte sie. Bei

Mozart habe ich das Gefühl, als sei ihm alles nur so zugeströmt, aber bei Wagner spüre ich die Arbeit.

Ja, sagte der junge Graf. Auch ich denke so. Es ist Verstandesarbeit bei Wagner, und das Genie schafft doch instinktiv! Er ist ein bedeutender Kopf. Er ist so bedeutend, daß er sogar wagen darf, Dinge zu thun, die nicht in seinen natürlichen Fähigkeiten liegen, indem er sich selbst Gewalt anthut. Denn es ist wenig Musik in ihm, und doch produzirt er Musik. So ist es auch mit seinen Dichtungen. Er dichtet, ohne ein Dichter zu sein. So etwas fühlt sich. Er konstruirt mit großem Scharfsinn poetisch aussehende Sachen, aber es ist in ihnen keine Poesie. Deshalb hat er auch eine natürliche Feindschaft gegen die Musiker und Dichter, und in dem Bestreben, sein Selbst vor sich selbst zu retten, greift er die Männer an, die voll Genie sind. Und in welchem Stile greift er sie an! Er schreibt, wie er komponirt und wie er dichtet: einzelne wenige vortreffliche Gedanken voll Kraft des Ausdruckes tauchen hervor aus einer Wüste unverständlichen Wortkrams. Ich aber sehe den Geist eines Mannes am deutlichsten gekennzeichnet in seinem Stil. Schreibt er nicht klar, so sind auch seine Gedanken nicht klar. Sind aber Wagners Gedanken nicht klar, wie könnte er wohl Musik machen?

Glauben Sie wirklich, Herr Graf, fragte das junge Mädchen nachdenklich, daß derjenige, der nicht klar schreiben kann, auch nicht imstande sei, Musik zu schaffen?

Es wäre möglich, erwiederte er, daß jemand ein großer Komponist wäre, ohne schreiben zu können. Aber dann wird er wohl im richtigen Gefühle seiner Begabung nur komponiren und das Schreiben lassen. Schreibt er aber und schreibt er konfus, so muß notwendig auch sein Komponiren konfus sein. Denn es kann der Geist nicht gleichzeitig klar und dunkel sein. Was ist die Musik? Ich denke, mein liebes Kind, es ist nichts anderes als eine Vermittlung für unsre Sinne, die ihnen die gesetzmäßigen Bewegungen der Welt offenbart. Der Komponist empfindet in seiner Seele jene harmonischen Schwingungen, die andern Menschen verborgen bleiben, und er besitzt die Kunst, sie durch Hilfe von Instrumenten ihnen verständlich zu machen. Die Abbilder jener göttlichen Gesetze der Bewegung sind aber Melodien. Die Melodie allein ist es, aus welcher die allbesiegende Macht der Leidenschaft hervorquillt, und darum geht von der Melodie allein die Macht der Musik über die Seele aus. Die gelehrteste und durchdachteste Aufeinanderfolge von Akkorden ohne die Beimischung der Melodie kann daher nicht anders als langweilig sein. Die Harmonie allein kann nicht zum Herzen sprechen.

Aber Wagner behauptet, er hätte die unendliche Melodie, warf das junge Mädchen ein.

Die unendliche Melodie, sagte der junge Graf lächelnd, ist wohl nur eine Umschreibung des Eingeständnisses, daß gar keine Melodie da ist, denn für den

menschlichen Geist ist das unendliche nicht greifbar. Da er wenig Melodien besitzt und nur eine manierirte Poesie, so kann er fast keine andre Wirkung erdenken als die der Harmonie und solcher Stimmen, welche die Töne nicht melodioser, sondern lärmender machen. Ja er ist so unglücklich in seinem Vorhaben; daß ihm diese Harmonie selbst unter den Händen entschlüpft. Da er sie erzwingen will, greift er ohne Wahl zu und mißkennt das, was Wirkung thut. Er verdirbt sein eignes Ohr, und ich denke, für ihn ist wohl die Stimme die schönste geworden, welche am lautesten tönt. Aber ich glaube, wir sehen dies Eingeständnis der Musikklosigkeit auch in der Lehre Wagners vom Musikdrama. Er ruft die Handlung auf der Bühne zur Hilfe für seine Musik auf, ja er will die Handlung durch die Musik erklären. Setzt er damit nicht die Bedeutung der Musik herab, ja verkennet durchaus ihr Wesen? Nicht die begrenzte und anschauliche menschliche Handlung erklärt die Musik, sondern die Schwingungen der Seele, welche die Gesetze der Gottheit fühlt. Und indem er so die Musik herabwürdigt, ist er genöthigt, zu allerhand äußerlichem Tand seine Zuflucht zu nehmen, welcher sein Musikdrama verschönern soll. Er läßt Götter, Riesen und Zwerge, Schwäne und Drachen auf der Bühne erscheinen, er spielt mit elektrischem Licht und bengalischem Feuer. Aber ein viel schöneres Licht und Feuer und viel herrlichere Gestalten erblickt meine Seele, wenn ich geschlossenen Auges den Melodien Mozarts lausche oder den Ideen Beethovens und Bachs, die Ihre wunderbaren Finger, liebe Anna, aus diesen schwarzen und weißen Tasten hervorströmen lassen.

Graf Dietrich fühlte sich sehr glücklich. Ein inniges Wohlbehagen erwärmte ihn und regte ihn zu freiem Ausprechen seiner heiligsten Gedanken an. Er war bis jetzt recht unzufrieden in der Heilanstalt gewesen, aber nun begann er zu denken, es sei ein angenehmer Ort. Denn erst jetzt kam es ihm so vor, als sei er zu Hause, erst jetzt fand er einen Platz, von dem aus er die umgebende Welt mit Befriedigung ansehen konnte. Die Möbel im Musikzimmer erschienen ihm hübsch und wohnlich, an den Blick aus den Fenstern knüpften sich ihm liebliche Bilder, die Sonne und das Meer warteten draußen auf ihn, um ihn mit Jubel zu empfangen.

Er bat Fräulein Glock, ihm noch mehr vorzusingen und vorzuspielen und wie bisher dabei ganz ihrer Hingebung zu folgen, da alles, was sie gern spiele, von ihm auch gern gehört werde. Und als sie gehorchte, streckte er sich behaglich auf dem Sopha aus, zog den französischen Brief noch einmal hervor und las ihn nun mit Ruhe durch.

Er mußte lächeln, indem er die wiederholten Versicherungen der Liebe Odetten las, in so exzentrischen Ausdrücken abgefaßt, von jener niedlichen Hand geschrieben, die ihm mit ihren rothigen Fingernägeln lebhaft vor dem Gedächtnis stand. Er mußte lächeln, wenn er bedachte, wie sehr die kokette Französin ihn liebe und welch ein bezaubernder Mann er sei. Als er an eine Stelle kam,

wo sie schrieb, daß sie sterben müsse, wenn er nicht binnen kurzem zurückkehre, konnte er kaum ein lautes Lachen unterdrücken. Mit einem Seufzer über die eigne Schlechtigkeit verbarg er den Brief wieder und betrachtete Fräulein Glock's krauses Nackenhaar, die sanfte Wölbung ihres Rückens und die anmutige Bewegung ihrer Arme.

Es war ein sehr guter Gedanke von Mama, sagte er sich, den Adjutanten kommen zu lassen. Sie hat den Ort durchaus verändert, es liegt ein Zauber der Zufriedenheit in dem Mädchen, womit sie ihre Umgebung still und glücklich macht. Nur sie zu sehen, stillt die Wogen meines Herzens und regt mich zum Dichten an.

Ich freue mich ganz unendlich, daß Sie gekommen sind, liebe Anna, sagte er nach einer Pause. Sie machen wieder gut, was Ihr Bruder an mir verbrochen hat.

Hat er wirklich an Ihnen etwas verbrochen? fragte sie, sich umwendend.

O gar sehr, antwortete er. Von ihm ist ursprünglich die Idee des Algenfaßtes ausgegangen. Er denkt immer noch mein Lehrer zu sein. Nun, ich bin ihm dankbar für sein Interesse selbst, wenn es sich auch einmal wieder zur Zuchtrute gestaltet. Er hat an Mama geschrieben, dieser Doktor Schmidt sei ein großer Held in Nervenkrankheiten. Haben Sie ihn auf der Herreise nicht besucht?

Ja, ich war bei ihm.

Da muß er es Ihnen doch erzählt haben.

Er hat nichts davon erwähnt. Er steckte tief in Geschäften mit seiner Zeitung.

Ich kann mir nicht denken, daß er gut zum Redakteur taugt, sagte Graf Dietrich nachdenklich. Er ist zu gut. Er hat etwas von Ihrem lieben sanften Herzen, Fräulein Anna, und er ist nicht dazu geschaffen, Pfeile um Pfeile mit dem Gegner auszutauschen. Aber wahrhaftig, Fräulein Anna, so profaisch es klingt, ich muß gestehen, ich bin entsetzlich hungrig. Dieser Morgen brachte verschiedene Aufregungen für mich, traurige und freudige, und ich fühle mich ganz erschöpft. Vielleicht war es zuletzt die Szene aus dem Don Juan, wo der gottlose Herr soupirt, die meinen Magen angestachelt hat — ich sehne mich nach einer Stärkung. Wenn ich nur wüßte, woher ich sie bekommen könnte!

Fräulein Glock zog eine kleine silberne Uhr hervor.

In einer Stunde wird das Diner beginnen, sagte sie.

Das Diner! rief Dietrich. O, bestes Kind, täuschen Sie sich nicht über die Bedeutung dieses Mahles. Man steht hungrier auf, als man sich hingesezt hat. Dieser Hallunke von Algenarzt hat das Prinzip, seine Patienten auszuhungern, um reich zu werden. Seitdem ich hier bin, hungere ich, mein Magen ist schon ganz zusammengeschrumpft. Es giebt unbeschreibliche Gerichte bei

diesem sogenannten Diner, große Schüsseln nüchternen Reis, Gemüse in Wasser gekocht und solches Zeug. Niemand ißt davon.

Und doch würde Ihnen solch ein Diner so gut bekommen! sagte Anna mit listigem Lächeln.

Gut bekommen? Gütiger Himmel, ich bin doch kein Wiederkäufer!

Da würde ich fortgehen! Wer wird sich so etwas gefallen lassen?

Ja, das sagen Sie wohl. Aber meine Mutter ist im Einverständnis mit dem Tyrannen. Er hat sie so beschwagt, daß sie fest an ihn glaubt. Und sie selbst — ich weiß nicht, wie sie es fertig bringt — lebt dieses asketische Leben nicht nur, sondern thut so, als ob sie es wonnig fände. Sie ißt mir diese entsetzlichen Gerichte vor und sieht mich strafend an, bis ich auch eine Rübe oder einen Kohlstrunk verschlinge. Der Tyrann hat ihr vorgeschwagt, nur solches Zeug verträuge sich mit dem Ulgensaft.

Es ist hier in der Nähe ein gutes Hotel, das Hotel Felix, sagte Fräulein Glock schalkhaft. Warum gehen Sie nicht zuweilen hinüber?

Ach, bestes Kind, Sie kennen das Terrain nicht. Der Doktor Schmidt überwacht uns wie ein Gefangenwärter. Wenn jemand heimlich anderswo ißt, so erfährt er es sicher und schießt den Unbotmäßigen fort.

Nun, da wäre Ihnen ja geholfen.

Ja, wenn meine Mutter nicht wäre! Nein, mein Herz, ich darf mich gar nicht entfernen, so lächerlich es klingt. Und doch möchte ich ein gutes Beefsteak und eine halbe Flasche Madeira, wenn ich das bekommen könnte, mit Gold aufwiegen.

Fräulein Glock erhob sich, nahm ihr Körbchen, leerte es und gab den Inhalt dem jungen Grafen. Stecken Sie das in die Tasche, sagte sie mit einem schlauen Blick, und gehen Sie dort in die versteckte Grotte ganz hinten im Garten. Ich werde Ihnen verschaffen, wonach Ihr Herz sich sehnt.

Graf Dietrich ergriff ihre Hand und küßte sie. O Engel vom Himmel! sagte er lachend, o Weiberlist!

Das ist ein göttliches Geschöpf! setzte er hinzu, als das junge Mädchen mit eiligem Schritt sich entfernt hatte. Sie ist mir wahrhaftig vom Himmel gesandt!

Er ging, die Stickerei und das Buch mit den Gedichten in den Taschen seines Sackets, in den Garten hinaus zu der versteckten Grotte und begann in seinen eignen Liedern zu blättern. Er beobachtete, an welchen Stellen das kleine Buch sich am leichtesten aufschlagen ließe, und versuchte hieraus zu schließen, welches die Lieblingsstellen Annas wären. Er sah mit Lächeln hier und dort einen mit der Stricknadel gemachten Strich am Rande und las die so bezeichneten Verse mit besonderm Vergnügen.

Aber die Anstrengungen des Morgens hatten ihn wirklich ermüdet. Ein träumerisches Behagen umfing seine Sinne. Der Platz, wo er saß, war still und

schattig. In der Mitte der Grotte erhob sich der Stamm einer Traueresche, und ihre Zweige hingen gleich einem Zeltdach in dichten grünen Streifen auf die steinerne Umfassung herab. Das Summen der Käfer und Bienen im Sonnenschein schläfernte ihn ein, er stützte den Kopf auf die Hand, nickte ein, fuhr empor, lehnte sich rückwärts an das Moos, welches den Tuffstein überzog, und schlief ein.

Dann ließ ihn das Geräusch leichter Schritte wieder die Augen öffnen. Er erwachte mit einer veränderten Stimmung, zärtlich blickte er das junge Mädchen an, vergaß über ihren Anblick seinen Appetit und dachte nur, wie gut und hingebend sie sei. Sie war die alte und doch ganz neu geworden. Sie erschien ihm in einem andern Lichte als vor Jahren, wo er sie als ein gutes, doch der Beachtung unwertes Geschöpf betrachtet hatte.

Liebe Anna! sagte er gefühlvoll und reichte ihr die Hand.

Ihre Wangen waren erhitzt vom eiligen Gange, und ihre Augen blitzten vor Vergnügen über den kleinen Dienst, den sie ihm leisten konnte.

Hier ist der Madeira, sagte sie, ein Fläschchen auf den Tisch stellend, und hier ist auch ein Glas. Ein Beefsteak konnte ich leider nicht bringen, der Platz im Korbe ist zu klein, aber ich habe etwas andres gebracht, wovon ich weiß, daß Sie es gern essen. Sie öffnete mit diesen Worten ein weißes Papier, worin einige Schnitte kalten Rehbratens eingewickelt waren, und legte ihm ein Brötchen dazu.

Er zog sie an der Hand zu sich, und seine Wangen glühten von einer sehnsuchtsvollen Dankbarkeit.

Liebe Anna, sagte er, Sie sind zu gut!

Sie wollte ihre Hand zurückziehen, aber ihr Sträuben war nur schwach. Sie lehnte ihren Kopf zurück, aber in ihren tiefblauen Augen schimmerte die Liebe. Er umfaßte ihren Leib und zog sie an seine Brust, ihre Lippen fanden sich in einem langen, seligen Kuß.

#### Elftes Kapitel.

Eberhardt hatte seine Zusage, den Bewohnern des Schlosses einen Blick in seine Skizzenmappe zu gestatten, ausgeführt, und es waren bei dieser Gelegenheit einige kleine Landschaften zu Tage gekommen, die hinsichtlich ihrer Ausführung wie ihrer Auffassung der schönen Dorothea bewundernswert erschienen. Der alte Andrew hatte die Mappe hinübergetragen, und es war ein eigentümlicher Blick, mit dem der Neger von Eberhardt zu Dorothea hinübersah.

Der Baron hatte die Absicht, eins oder ein paar dieser Bilder zu kaufen. Aber es war sonderbar: er brachte es nicht fertig, Eberhardt gegenüber von einem Handel zu sprechen. Dieser junge Mann sah, als er die Bilder zeigte, keinen Augenblick so aus, daß jemand hätte Lust verspüren können, ihn zu fragen, wie viel Geld er verlange. Der Baron nahm sich vor, bei einer andern Gelegenheit davon zu reden, und die Bilder wurden wieder fortgetragen.

Der Baron schien eine besondere Zuneigung zu dem fremden Maler gefaßt zu haben. Er erwies ihm bei seinem zweiten Besuche die Gunst, ihm seinen Stall zu zeigen. Da er ließ einen hellbraunen Wallach, den er vor kurzem gekauft hatte, herausführen, um des Gastes Meinung über das Tier zu vernehmen. Der Gaul zeigte sich sehr unbändig, so daß der Baron in Zweifel war, ob er bei seinem Alter ihn werde reiten können. Eberhardt ließ ihm den Sattel auflegen und ritt ihn in allen Gangarten auf dem Hofe, wo sich eine kleine Reitbahn im Maßstabe eines Zirkus befand. Der Baron und seine Tochter sahen zu, und sie waren beide erfüllt von Anerkennung der trefflichen Haltung und geschickten Zügelführung des Reiters.

Er war Leutnant bei den Dragonern während des Feldzuges, weißt du, sagte der Baron zu Dorothea, als suchte er ihr eine Erklärung des auffallenden Umstandes zu geben, daß ein Maler so gut im Sattel sitze.

Dorothea nickte. Sie hatte nichts anderes erwartet, als daß dieser Mann von so ritterlichem Aussehen in allen ritterlichen Künsten Meister sei. Sie verfolgte mit nachdenklichem Blicke die Schritte des Pferdes im Kreise der Bahn, und ihre Wangen röteten sich, indem sie die stolze Haltung und das heller als sonst blitzende Auge Eberhardts beobachtete. Was mochte es für ein Geheimnis sein, das hinter dem äußern Auftreten dieses ungewöhnlichen Malers verborgen lag?

Der Baron schien den Fremden förmlich in sein Herz zu schließen, seitdem er ihn hatte reiten sehen. Sonst war er zugeknöpft und kalt gegen neue Bekanntschaften, selbst mit der Nachbarschaft der Gutsbesitzer hielt er nur ein kühles, eben der Höflichkeit gerecht werdendes Verhältnis aufrecht. Aber gegen Eberhardt war er offen, gesprächig, Eberhardt behandelte er als seinesgleichen. Er hatte einen Anfall von Podagra in jenen Tagen, der ihn nötigte, im Zimmer zu bleiben, und eines Abends, als der Graf versäumte, ihn zu besuchen, schickte er einen Boten mit einem Wagen zum frischen Hering hinaus, um Eberhardt zu einer Partie Schach einzuladen.

Es ist ein sehr anständiger Kerl, sagte er zu seiner Tochter, wie um ihr gegenüber diesen Schritt zu entschuldigen. Man kann ein vernünftiges Wort mit ihm reden, und er hat von demagogischen Ansichten so wenig, wie man es von einem seiner Herkunft nur erwarten kann.

In Wahrheit bestand das vernünftige Gespräch zwischen beiden darin, daß der Baron auf die neuen Zeiten schalt und Eberhardt nichts darauf erwiderte. Eberhardt hatte, wenn er im Schlosse war, besseres zu thun, als über Politik zu streiten. Das Schloß übte auf ihn eine mächtige Anziehungskraft aus, seine Mauern umgaben ihn wie die Wände einer lange vermischten Heimat. Wenn er in der Ecke der hohen Halle saß und seinen Blick über die Porträts und Trophäen spazieren führte, wenn er Dorotheens graziöse Gestalt sich hin und her bewegen sah und sie beobachtete, während sie mit dem silbernen Kessel auf dem Theetisch

hantirte, so ließ er sich von träumerischem Wohlbehagen fortreiben, und der Schatten auf seiner Stirn wich einem glücklichen Lächeln. Als der Podagraanfall anhielt und den Baron verhinderte, die gewohnten Spazierritte mit seiner Tochter zu machen, bot er Eberhardt den hellbraunen Wallach an und forderte ihn auf, Dorothea zu begleiten.

Ich vermute, sagte er zu sich selber, daß es ihr mehr Vergnügen macht, mit diesem jungen Menschen zu reiten, als mit einem alten Brummbar, wie ich bin. Sie kann ein Wort über Kunst mit ihm reden, was sie liebt, und wozu ich doch beim besten Willen nicht imstande bin.

Lebhafter als sonst fühlte der alte Herr während seiner schmerzenvollen Einsamkeit Gewissensbisse wegen seines Benehmens gegen seine Tochter.

Sie kann nichts dafür, daß sie kein Junge ist, sagte er sich, und doch hat sie schwer darunter zu leiden gehabt. Sie erinnert mich oft an ihre Mutter. Dies ruhige Wesen, mit dem sie meine Launen erträgt, hat sie von ihrer Mutter geerbt, und es ist mir ein Vorwurf. Ich habe beiden nicht viel Freude im Leben bereitet.

(Fortsetzung folgt.)



## Literatur.

Wille zum Leben oder Wille zum Guten? Ein Vortrag über Ed. v. Hartmanns Philosophie. Von Alfred Weber. Straßburg, Trübner, 1882.

Der Verfasser dieses interessanten Vortrages ist einer der wenigen altstraßburger Professoren, welche an die neue deutsche Universität übergetreten sind. Er stimmte, was man leider von verschwindend wenigen Ekfässern sagen kann, der Neuordnung der Dinge rückhaltlos zu, weil seine ganze Bildung im deutschen Geistesleben wurzelt. Zwar hat er seine Hauptwerke in französischer Sprache geschrieben, aber er konnte dadurch umso eher als Vermittler und Interpret deutscher Gedanken bei den Franzosen wirken. Das vorliegende Schriftchen ist ein neuer Beweis seiner intensiven Beschäftigung mit den wissenschaftlichen Zeit- und Streitfragen in Deutschland. Es enthält eine seiner Vorlesungen über die Philosophie der Gegenwart und zeigt ihn auch als anregenden Lehrer.

Der Verfasser giebt zunächst eine knappe, aber lichtvolle Darstellung der Hartmannschen Philosophie und schließt daran eine scharfe Kritik derselben. Er findet den Hauptirrtum Hartmanns in der falschen Verbindung von Pessimismus und Willensmetaphysik. Daß Schopenhauer und Hartmann den Willen „als den innersten Kern unsers Wesens und aller Wesen“ annehmen, billigt Weber, denn „sie thun dies in Übereinstimmung mit den besten unter den neuern Philosophen“; aber dieser metaphysische Grundwille geht in letzter Linie nicht auf das Leben als höchsten Zweck — bei dieser Annahme kann man dem Pessimismus nicht entrinmen —, sondern das Ziel jenes Willens ist das Gute, dem das Leben nur als Mittel dient. Schopenhauer oder Fichte — so lautet für Weber die Alternative. Er stellt sich auf Fichtes Seite, betrachtet mit ihm die „Welt als das Material unserer Pflicht,“ das Absolute nicht als den blinden und dummen Trieb zum Leben als solchem, sondern als den Willen zum Guten, der sich im Leben verwirklicht. Um dieser Verwirklichung des Guten willen muß das von dem Dasein untrennbare Übel